

Ich muss immer an diesen roten Teufel von einer Katze denken, und ich weiß nicht, ob das richtig war, was ich getan hab. Es hat damit angefangen, dass ich auf dem Steinhaufen neben dem Bombentrichter in unserem Garten saß. Der Steinhaufen ist die größere Hälfte von unserem Haus. Die kleinere steht noch, und da wohnen wir, ich und die Mutter und Peter und Leni, das sind meine kleinen Geschwister.

Also, ich sitz da auf den Steinen, da wächst überall schon Gras und Brennnesseln und anderes Grünes. Ich halt ein Stück Brot in der Hand, das ist schon hart, aber meine Mutter sagt, altes Brot ist gesünder als frisches. In Wirklichkeit ist es deswegen, weil sie meint, am alten Brot muss man länger kauen und dann wird man von weniger satt. Bei mir stimmt das nicht. Plötzlich fällt mir ein Brocken herunter. Ich bück mich, aber im nächsten Augenblick fährt eine rote Pfote aus den Brennnesseln und angelt sich das Brot. Ich hab nur dumm schauen können, so schnell ist es gegangen. Und da seh ich, dass in den Brennnesseln eine Katze hockt, rot wie ein Fuchs und ganz mager. „Verdammtes Biest“, sag ich und werf einen Stein nach ihr. Ich hab sie gar nicht treffen wollen, nur verscheuchen. Aber ich muss sie doch getroffen haben, denn sie hat geschrien, nur ein einziges Mal, aber so wie ein Kind. Fortgelaufen ist sie nicht. Da hat es mir Leid getan, dass ich geworfen hab, und ich hab sie gelockt. Aber sie ist nicht aus den Nesselns rausgegangen. Sie hat ganz schnell geatmet. Ich hab gesehen, wie ihr rotes Fell über dem Bauch auf und ab gegangen ist. Sie hat mich immerfort angeschaut mit ihren grünen Augen. Da hab ich sie gefragt: „Was willst du eigentlich?“ Das war verrückt, denn sie ist doch kein Mensch, mit dem man reden kann. Dann bin ich ärgerlich geworden über sie und auch über mich, und ich hab einfach nicht mehr hingeschaut und hab ganz schnell mein Brot hinuntergewürgt. Den letzten Bissen, das war noch ein großes Stück, den hab ich hingeworfen und bin ganz zornig fortgegangen.

Im Vorgarten, da waren Peter und Leni und haben Bohnen geschnitten. Sie haben sich die grünen Bohnen in den Mund gestopft, dass es nur so geknirscht hat, und Leni hat ganz leise gefragt, ob ich noch ein Stückchen Brot hab.

„Na“, hab ich gesagt, „du hast doch genau so ein großes Stück bekommen wie ich und du bist erst neun, und ich bin dreizehn. Größere brauchen mehr.“ -

„Ja“, hat sie gesagt, sonst nichts.

Da hat Peter gesagt: „Weil sie ihr Brot doch der Katze gegeben hat.“

„Was für einer Katze?“, hab ich gefragt.

„Ach“, sagt Leni, „da ist so eine Katze gekommen, eine rote, wie so ein kleiner Fuchs und so schrecklich mager. Die hat mich immer angeschaut, wie ich mein Brot hab essen wollen.“ -

„Dummkopf“, hab ich ärgerlich gesagt, „wo wir doch selber nichts zu essen haben.“ Aber sie hat nur mit den Achseln gezuckt und ganz schnell zu Peter hingeschaut, der hat einen roten Kopf gehabt, und ich bin sicher, er hat sein Brot auch der Katze gegeben. Da bin ich wirklich ärgerlich gewesen und hab ganz schnell

Luise Rinser (1911 – 2002) war eine der erfolgreichsten Schriftstellerinnen der deutschen Nachkriegsliteratur. Von den Nazis wegen „Wehrkraftzersetzung“ mit Berufsverbot belegt und später inhaftiert, arbeitete sie nach dem Krieg als Journalistin und lebte in zweiter Ehe mit Carl Orff.

Die rote Katze ist eine Kurzgeschichte aus der unmittelbaren Nachkriegszeit in Deutschland. Die Menschen hungern und können zusätzliche Esser wie die Katze eigentlich nicht gebrauchen. Die Hilfsbereitschaft gegenüber der Katze zeigt aber, wie die handelnden Personen selbst in der Not noch anderen Lebewesen helfen.

weggehen müssen.

Wie ich auf die Hauptstraße komm, steht da ein amerikanisches Auto, so ein großer langer Wagen, ein Buick, glaub ich, und da fragt mich der Fahrer nach dem Rathaus. Auf Englisch hat er gefragt, und ich kann doch ein bisschen Englisch. „The next street“, hab ich gesagt, „and then left and then“ - geradeaus hab ich nicht gewusst auf Englisch, das hab ich mit dem Arm gezeigt, und er hat mich schon verstanden. - „And behind the church is the marketplace with the Rathaus.“

Ich glaub, das war ein ganz gutes Amerikanisch, und die Frau im Auto hat mir ein paar Schnitten Weißbrot gegeben, ganz weißes, und wie ich's aufklapp, ist Wurst dazwischen, ganz dick. Da bin ich gleich heimgerannt mit dem Brot. Wie ich in die Küche komm, da versteckten die zwei Kleinen was unterm Sofa, aber ich hab es doch gesehen. Es ist die rote Katze gewesen. Und auf dem Boden war ein bisschen Milch verschüttet, und da hab ich alles gewusst. „Ihr seid wohl verrückt“, hab ich geschrien, „wo wir doch nur einen halben Liter Magermilch haben im Tag, für vier Personen.“ Und ich hab die Katze unterm Sofa herausgezogen und hab sie zum Fenster hinausgeworfen. Die beiden Kleinen haben kein

Wort gesagt. Dann hab ich das amerikanische Weißbrot in vier Teile geschnitten und den Teil für Mutter im Küchenschrank versteckt.

„Woher hast du das?“, haben sie gefragt und ganz ängstlich geschaut.

„Gestohlen“, hab ich gesagt und bin hinausgegangen. Ich hab nur schnell nachsehen wollen, ob auf der Straße keine Kohlen liegen, weil nämlich ein Kohlenauto vorbeigefahren war, und die verlieren manchmal was. Da sitzt im Vorgarten die rote Katze und schaut so an mir rauf. „Geh weg“, hab ich gesagt und mit dem Fuß nach ihr gestoßen. Aber sie ist nicht weggegangen. Sie hat bloß ihr kleines Maul aufgemacht und gesagt: „Miau“. Sie hat nicht geschrien wie andere Katzen, sie hat es einfach so gesagt, ich kann das nicht erklären. Dabei hat sie mich ganz starr angeschaut mit den grünen Augen. Da hab ich ihr voll Zorn einen Brocken von dem amerikanischen Weißbrot hingeworfen. Nachher hat's mich gereut.

Wie ich auf die Straße komm, da sind schon zwei andere da, Größere, die haben die Kohlen aufgehoben. Da bin ich einfach vorbeigegangen. Sie haben einen ganzen Eimer voll gehabt. Ich hab schnell hineingespuckt. Wär das mit der Katze nicht gewesen, hätte ich sie alle allein abgekriegt. Und wir hätten ein ganzes Abendessen damit kochen können. Es waren so schöne glänzende Dinger. Nachher hab ich dafür einen Wagen mit Frühkartoffeln getroffen, da bin ich ein bisschen drangestoßen, und da sind ein paar runtergekollert und noch ein paar. Ich hab sie in die Taschen gesteckt und in die Mütze. Wie sich der Fuhrmann umgeschaut hat, hab ich gesagt: „Sie verlieren Ihre Kartoffeln.“ Dann bin ich schnell heimgegangen. Die Mutter war allein daheim, und auf ihrem Schoß, da war die rote Katze.

„Himmeldonnerwetter“, hab ich gesagt, „ist das Biest schon wieder da?“ - „Red doch nicht so grob“, hat die Mutter gesagt, „das ist eine herrenlose Katze, und wer weiß, wie lange sie nichts mehr gefressen hat. Schau nur, wie mager sie ist.“ - „Wir sind auch mager“, hab ich gesagt. „Ich hab ihr ein bisschen was von meinem Brot gegeben“, hat sie gesagt und mich schief angeschaut. Ich hab an unsere Brote gedacht und an die Milch und an das Weißbrot, aber gesagt hab ich nichts. Dann haben wir Kartoffeln gekocht, und die Mutter war froh. Aber woher ich sie hab, hat sie nicht gefragt. Meinetwegen hätte sie schon fragen können. Nachher hat die Mutter ihren Kaffee schwarz getrunken, und sie haben alle zugeschaut, wie das rote Biest die Milch ausgesoffen hat. Dann ist sie endlich durchs Fenster gesprungen. Ich hab schnell zugemacht und richtig aufgeatmet.

Am Morgen, um sechs, hab ich mich für Gemüse angestellt. Wie ich um acht Uhr heimkomm, sitzen die Kleinen beim Frühstück, und auf dem Stuhl dazwischen hockt das Vieh und frisst eingeweichtes Brot aus Lenis Untertasse. Nach ein paar Minuten kommt die Mutter zurück, die ist seit halb sechs beim Metzger angestanden. Die Katze springt gleich zu ihr hin, und wie die Mutter denkt, ich geb nicht acht, lässt sie ein Stück Wurst fallen. Es war zwar markenfreie Wurst, so graues Zeug, aber wir hätten sie uns auch gern aufs Brot gestrichen, das hätte Mutter doch wissen müssen.

Ich hab das alte Rad aus dem Keller geholt und bin vor die Stadt gefahren. Da ist ein Teich, in dem gibt's Fische. Ich hab keine Angel, nur so einen Stecken mit zwei spitzen Nägeln drin, mit dem stech ich nach den Fischen. Ich hab schon oft Glück gehabt und diesmal auch. Es ist noch nicht zehn Uhr, da hab ich zwei ganz nette Dinger, genug für ein Mittagessen. Ich fahr heim, so schnell ich kann, und daheim leg ich die Fische auf den Küchentisch. Ich geh nur rasch in den Keller und sag's der Mutter, die hat Waschtage. Sie kommt auch gleich mit herauf. Aber da ist nur mehr ein Fisch da und ausgerechnet der kleinere. Und auf dem Fensterbrett, da sitzt der rote Teufel und frisst den letzten Bissen. Da krieg ich aber die Wut und werf ein Stück Holz nach ihr, und ich treff sie auch. Sie kollert vom Fensterbrett, und ich hör sie wie einen Sack im Garten aufplumpsen. „So“, sag ich, „die hat genug.“ Aber da krieg ich von der Mutter eine Ohrfeige, dass es nur so klatscht. Ich bin dreizehn und hab sicher seit fünf Jahren keine mehr gekriegt. „Tierquäler“, schreit die Mutter und ist ganz blass vor Zorn über mich. Ich hab nichts anderes tun können als fortgehen. Mittags hat es dann doch Fischsalat gegeben mit mehr Kartoffeln als Fisch. Jedenfalls sind wir das rote Biest los gewesen. Aber glaub ja keiner, dass das besser gewesen ist. Die Kleinen sind durch die Gärten gelaufen und haben immer nach der Katze gerufen, und die Mutter hat jeden Abend ein Schälchen Milch vor die Tür gestellt, und sie hat mich vorwurfsvoll angeschaut. Und da hab ich selber angefangen, in allen Winkeln nach dem Vieh zu suchen, es hätte ja irgendwo krank oder tot liegen können.

Aber nach drei Tagen war die Katze wieder da. Sie hat gehinkt und hat eine Wunde am Bein gehabt, am rechten Vorderbein, das war von meinem Scheit. Die Mutter hat sie verbundenen, und sie hat ihr auch was zu fressen gegeben. Von

da an ist sie jeden Tag gekommen. Es hat keine Mahlzeit gegeben ohne das rote Vieh, und keiner von uns hat irgendwas vor ihm verheimlichen können. Kaum hat man was gegessen, so ist sie schon dagesessen und hat einen angestarrt. Und alle haben wir ihr gegeben, was sie hat haben wollen, ich auch. Obwohl ich wütend war. Sie ist immer fetter geworden, und eigentlich war sie eine schöne Katze, glaub ich.

Und dann ist der Winter 46 auf 47 gekommen. Da haben wir wirklich kaum mehr was zu essen gehabt. Es hat ein paar Wochen lang kein Gramm Fleisch gegeben und nur gefrorene Kartoffeln, und die Kleider haben nur so geschlottert an uns. Und einmal hat Leni ein Stück Brot gestohlen beim Bäcker vor Hunger. Aber das weiß nur ich. Und Anfang Februar, da hab ich zur Mutter gesagt: „Jetzt schlachten wir das Vieh“ - „Was für ein Vieh?“, hat sie gefragt und hat mich scharf angeschaut. „Die Katze halt“, hab ich gesagt und hab gleichgültig getan, aber ich hab schon gewusst, was kommt. Sie sind alle über mich hergefallen. „Was? Unsere Katze? Schämst du dich nicht?“-

„Nein“, hab ich gesagt, „ich schäm mich nicht. Wir haben sie von unserem Essen gemästet, und sie ist fett wie ein Spanferkel, jung ist sie auch noch, also?“ Aber Leni hat angefangen zu heulen, und Peter hat mir unterm Tisch einen Fußtritt gegeben, und Mutter hat traurig gesagt: „Dass du so ein böses Herz hast, hab ich nicht geglaubt.“ Die Katze ist auf dem Herd gesessen und hat geschlafen. Sie war wirklich ganz rund, und sie war so faul, dass sie kaum mehr aus dem Haus zu jagen war.

Wie es dann im April keine Kartoffeln mehr gegeben hat, da haben wir nicht mehr gewusst, was wir essen sollen. Eines Tages, ich war schon ganz verrückt, da habe ich sie mir vorgenommen und hab gesagt: „Also hör mal, wir haben nichts mehr, siehst du das nicht ein?“ Und ich hab ihr die leere Kartoffelkiste gezeigt und den leeren Brotkasten. „Geh fort“, hab ich ihr gesagt, du siehst ja, wie's bei uns ist.“ Aber sie hat nur geblinzelt und sich auf dem Herd herumgedreht. Da hab ich vor Zorn geheult und auf den Küchentisch geschlagen. Aber sie hat sich nicht drum gekümmert. Da hab ich sie gepackt und untern Arm genommen. Es war schon ein bisschen dunkel draußen, und die Kleinen waren mit der Mutter fort, Kohlen am Bahndamm zusammensuchen. Das rote Vieh war so faul, dass es sich einfach forttragen hat lassen. Ich bin an den Fluss gegangen. Auf einmal ist mir ein Mann begegnet, der hat gefragt, ob ich die Katze verkauf. „Ja“, hab ich gesagt, und hab mich schon gefreut.

Aber er hat nur gelacht und ist weitergegangen. Und dann war ich auf einmal am Fluss. Da war Treibeis und Nebel und kalt war es. Da hat sich die Katze ganz nah an mich gekuschelt, und dann hab ich sie gestreichelt und mit ihr geredet.

„Ich kann das nicht mehr sehen“, hab ich ihr gesagt, „es geht nicht, dass meine Geschwister hungern, und du bist fett, ich kann das einfach nicht mehr mit ansehen.“

Und auf einmal hab ich ganz laut geschrien, und dann hab ich das rote Vieh an den Hinterläufen genommen und habs an einen Baumstamm geschlagen. Aber sie hat bloß geschrien. Tot war sie noch lange nicht. Da hab ich sie an eine Eisscholle gehaut, aber davon hat sie nur ein Loch im Kopf bekommen, und da ist das Blut herausgeflossen, und überall im Schnee waren dunkle Flecken. Sie hat geschrien wie ein Kind. Ich hätt gern aufgehört, aber jetzt hab ich's schon fertig tun müssen. Ich hab sie immer wieder an die Eisscholle geschlagen, es hat gekracht, ich weiß nicht, ob es ihre Knochen waren oder das Eis, und sie war immer noch nicht tot. Eine Katze hat sieben Leben, sagen die Leute, aber die hat mehr gehabt. Bei jedem Schlag hat sie laut geschrien, und auf einmal hab ich auch laut geschrien, und ich war ganz nass vor Schweiß bei aller Kälte. Aber einmal war sie dann doch tot. Da hab ich sie in Fluss geworfen und hab mir meine Hände im Schnee gewaschen, und wie ich noch einmal nach dem Vieh schau, da schwimmt es schon weit draußen mitten unter den Eisschollen, dann war es im Nebel verschwunden. Dann hat mich gefroren, aber ich hab noch nicht heimgehen mögen. Ich bin noch in der Stadt herumgelaufen, aber dann bin ich doch heimgegangen.

„Was hast du denn?“, hat die Mutter gefragt, „du bist ja käsweiß. Und was ist das für Blut an deiner Jacke?“ - „Ich hab Nasenbluten gehabt“, hab ich gesagt. Sie hat mich nicht angeschaut und ist an den Herd gegangen und hat mir Pfefferminztee gemacht. Auf einmal ist mir schlecht geworden, da hab ich schnell hinausgehen müssen, dann bin ich gleich ins Bett gegangen. Später ist die Mutter gekommen und hat ganz ruhig gesagt: „Ich versteh dich schon. Denk nimmer dran.“ Aber nachher hab ich Peter und Leni die halbe Nacht unterm Kissen heulen hören. Und jetzt weiß ich nicht, ob es richtig war, dass ich das rote Biest umgebracht hab. Eigentlich frisst so ein Tier doch gar nicht viel.

Lesekontrolle:

Der folgende Text ist die Zusammenfassung des Textes T82k „Die rote Katze“. Von den zwei ***kursiv gedruckten Ausdrücken*** ist jeweils einer falsch und einer richtig oder passend. Unterstreiche den richtigen:

Der ***dreißigjährige / dreizehnjährige*** Ich-Erzähler (Erzählerin?) sitzt ***auf den zertrümmerten Resten / in der luxuriös eingerichteten Wohnstube*** des elterlichen Hauses, das er mit ***seinem Vater / seiner Mutter*** und seinen beiden jüngeren Geschwistern bewohnt. Beim Essen schnappt ihm eine ***fette / magere***, rote Katze einen Teil ***seines Kalbsfilets / seiner Brotration*** weg. Er wirft einen Stein nach ihr, ***dann grinst er hämisch / was ihm gleich danach Leid tut***. Er wirft ihr ***voller Hohn / zur Entschuldigung*** noch ein Stück Brot hin. Auch seine Geschwister haben die Katze ***gequält / mit ihren Rationen gefüttert***. Der Ich-Erzähler ***schimpft / lobt*** sie deswegen, weil sie doch selber nichts zu essen hätten. Doch die Katze ***verweigert die Nahrungsaufnahme / wird ständiger Gast bei der Familie***. Der Ich-Erzähler ***verwöhnt das Tier / wirft das Tier hinaus***, versucht sie mit ***Fleisch zu locken / einem Fußtritt zu verjagen***. Wieder tut es ihm ***überhaupt nicht / gleich danach Leid***, und er gibt ihr ***nichts zu / noch etwas*** zu fressen. Als die Katze am nächsten Tag einen ***Goldfisch / von ihm gefangenen Fisch*** stiehlt und frisst, wirft der Junge ***ein Holzstück / die Fischgräte*** nach ihr. Die Katze verschwindet, doch die vorwurfsvollen Blicke der anderen Familienmitglieder bewegen den Jungen, ***nach der Katze zu suchen / laut zu weinen***. Schließlich kommt ***die rote Katze / der Vater*** von selbst zu der Familie zurück, ***ihre Wunden werden verbunden / sie wird gebadet*** und sie wird wiederum von allen ***gequält / gefüttert***.

Im Winter 1946/47 ***wird die Ernährungslage katastrophal / leben die Deutschen im Überfluss***. Der Junge schlägt vor, die fett gewordene Katze ***zu schlachten / zu mästen***. Die Mutter ***nimmt sogleich die Bratpfanne hervor / weigert sich und schimpft ihn***. Eines Tages nimmt der Junge die Katze und geht mit ihr fort. Schweren Herzens ***tötet er das Tier / entlässt er das Tier in die Freiheit***. Als sie endlich, nach langen Mühen, ***tot / verschwunden*** ist, wirft er ***den Kadaver / das Brot*** in den Fluss. Käseweiß, völlig fertig von der vollbrachten ***Entführung / Bluttat***, kehrt der Junge nach Hause zurück. Die Mutter ***weiß nicht / begreift***, was er getan hat, und versucht ihn ***zu trösten / auszufragen***: „Ich versteh dich ***schon / nicht***. Denk ***nimmer / immer*** dran.“ Der Junge ist sich ***nicht / ganz*** sicher, das richtige getan zu haben, als er die Katze ***getötet / fortgejagt*** hat.

ILL. „ROTE KATZE“, FOTO: LDs

